

Ein Herz und eine Seele

„Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“, heißt es in der Bibel. Niemand pochte auf sein Eigentum, alles war ihnen gemeinsam. Paradiesische Zustände damals, zur Zeit der ersten Christen und Christinnen

Wenn ich diese Worte hört, möchte ich mich zurücklehnen, die Augen schließen und träumen: von einer Zeit, in der die christliche Botschaft von Jesu Auferstehung mit großer Überzeugungskraft gepredigt wurde. Von einer Zeit, als die Menschen ein Herz und eine Seele waren, friedlich und freundlich zueinander; träumen möchte ich von dieser Gemeinschaft ohne Zank und Hass, von einer christlichen Gemeinde, in der alle gerne geben und niemandem etwas fehlt. So ungefähr müsste das Paradies auf Erden aussehen: keine Hass, kein Streit, kein Misstrauen, kein Egoismus und keine Gier.

Aber nach jedem Traum wacht man einmal auf, reibt sich die Augen. Wir müssen nicht in die Ferne schweifen, um zu erleben, wie anders die Wirklichkeit aussieht.) Wir müssen uns nur erinnern, was uns allein unter dem Stichwort „Familie“ und „Familienleben“ einfällt. Zuallererst doch wohl auch: Die Familie ist kein Hort des Friedens, der Freundlichkeit und Einmütigkeit.

Die Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft. Und doch weiß jeder: Die Familienbande fesseln Menschen aneinander, die sich zutiefst fremd sind und die sich bis auf's Blut hassen können. Familienbande ketten Vater und Tochter aneinander, die sich nicht einmal zum Geburtstag gratulieren, oder Ehemann und Ehefrau aneinander, die keine drei Sätze reden können, ohne den anderen zu verletzen. Jeder Besuch im Kindergarten zeigt, wie wenig der Mensch geneigt ist, auf etwas zu verzichten – und sei es nur der kleine Eimer im Sandkasten. Jedes größere Familienfest erinnert uns daran, wie wenig der Mensch geneigt ist, ein Herz und eine Seele mit seinen engsten Verwandten zu sein. Und Erbfälle, bei denen die Beteiligten sagen: Verkaufen wir alles und bringen das Geld den Armen, dürften auch in christlichen Familien die Ausnahme sein.

Wir können uns unsere Geschwister, unsere Tanten und Onkel, Kinder, Mütter und Väter nicht aussuchen und müssen doch lernen, mit ihnen zu leben. Die Familie ist keine Idylle, keine immerwährende Harmonie – und gerade darum ist sie unverzichtbar. Hier sehen und erleben wir, wie schwer es ist, mit Menschen zu leben, die einfach anders als wir selbst sind. Die Familie ist eine unbequeme Institution – und vielleicht darum ist so gut für uns.

„Die Menge der Gläubigen waren ein Herz und eine Seele“, heißt es in der Bibel. Wir betrachten diese Verse mit Misstrauen und Sehnsucht. Mit dem Misstrauen gegenüber falschen Idyllen. Dem Misstrauen, dass es damals auch nicht anders gewesen sein wird als heute, nur dass man nicht den Mut hatte, sich einzugestehen, wie sehr einem der Nächste auf die Nerven ging und wie wenig geneigt man war, ihm von dem wenigen, was man hatte, auch noch etwas abzugeben. Und doch löst er eine Sehnsucht aus. Die Sehnsucht danach, dass ein Traum Wirklichkeit wird. Auf diesen großen Traum dürfen wir nicht verzichten. Denn verzichten hieße auch: etwas anderes an diese Stelle setzen. Etwas kleineres, oft einen Schwindel, mit dem man sich selber hinters Licht führt. Die Worte aus der Bibel erinnern uns immer wieder daran: Was jetzt und hier ist, kann nicht alles gewesen sein. Sie leiten uns an, auch noch etwas anderes zu wünschen

als alles, was man kaufen und machen kann. Sie leiten uns an, Wünsche zu haben, die sich auf die Veränderung dessen richten, wie wir auch sein können und nicht nur darauf, was wir haben, was wir besitzen können. Und wenn uns das nicht, oder noch nicht gelingt, dann bleibt und der Trost: Wir sind eins in Christus, und dürfen doch viele sein.